



© Georgijevic, iStock

Die neue Nähe zwischen Eltern und ihren erwachsenen Kindern in der Mittelschicht

Essayistische Betrachtung über das Hinausschieben des Erwachsenwerdens

Gerlinde Unverzagt

Zum Mitnehmen

- Eltern und Kinder stehen sich heute so nah wie nie zuvor. Die gestiegene Lebenserwartung, der gewachsene Wohlstand und der grundlegende Paradigmenwechsel in der Erziehung verändern nachhaltig das Verhältnis zwischen den Generationen.
- Jugendlichkeit ist zum generationenübergreifenden Lifestyle-Prinzip geworden. Die Optionen der digitalen Netzwerkgesellschaft erweisen sich als mächtiger Transmissionsriemen dieser Entwicklung.
- Zwischen Jugend und Erwachsensein hat sich mit der „Postadoleszenz“ eine neue Lebensphase entwickelt, die einerseits durch zunehmende Unsicherheit, andererseits durch verlängertes Ausprobieren geprägt ist.
- Das „erwachsene“ Kind bleibt weiterhin Mittelpunkt vieler Mittelschichtsfamilien. Daher wird eine Loslösung für Kind und Eltern mit den Jahren schwerer.
- Auch die zunehmende Unattraktivität des Erwachsenseins manifestiert sich in der neuen Nähe zwischen Eltern und ihren erwachsenen Kindern: Ähnlichkeit dominiert, Unterschiede verwischen.
- Die neue Nähe zwischen den Generationen findet sich vor allem in Mittelschichtsfamilien, wo Freundschaft mit den Kindern zum guten Ton gehört. Einkommen und Vermögen der Eltern sind Einzelfaktoren, die soziale Ungleichheit in die nächste Generation transportieren.

INHALT

- 2 | 1. Vermessung der Lage
 - 5 | 2. Postadoleszenz, die neue Lebensphase
 - 7 | 3. Die Bedeutung der finanziellen Situation der Familien für das Eltern-Kind-Verhältnis
-

1. Vermessung der Lage

Eltern und Kinder stehen sich heute so nah wie nie zuvor, und das hat nicht nur mit klammernden Eltern und bequemen Kindern auf lebenslangem Kuschelkurs zu tun. Noch nie in der Geschichte war Eltern und Kindern eine so lange Phase gemeinsamen Erwachsenseins vergönnt: Die gestiegene Lebenserwartung verändert auch das Verhältnis zwischen den Generationen. Wir teilen ähnliche Lebenssituationen und kommunizieren auf (vermeintlich) gleicher Augenhöhe und auch viel häufiger als frühere Generationen; die tägliche E-Mail, die launige WhatsApp, die SMS zwischendurch – die stetig pulsierende digitale Nabelschnur war früheren Generationen nicht gegeben.

Jugendlichkeit: Generationenübergreifender Lifestyle

Was läge also für zwei einander innig verbundene Erwachsene näher als in eine Vision von Freundschaft auszuweichen, wo altgediente Modelle aus Respekt, Gehorsam und Tradition nicht mehr hinreichen, um die Beziehung zwischen Eltern und Kindern zu beschreiben? Die Idee, in Kindern Freunde sehen zu wollen, hat mit dem Paradigmenwechsel in der Erziehung nach 1968 – von der „Bestimmerfamilie“ zur „Verhandlerfamilie“ – zu tun, auch mit der Jugendbesessenheit, der unsere Gesellschaft frönt. Die Beziehung zwischen den Generationen zuvor, so schwierig und voller Untiefen sie auch war, beruhte auf Unterschieden zwischen Erwachsenen und Kindern. Heute wähen wir uns ähnlich, verstehen uns zu gleichen Konsummustern und betonen eher das Gemeinsame. Jugendlichkeit als Ideal beherrscht das Bild und wird zum generationenübergreifenden Lifestyle-Prinzip. Konsumstile, Mediennutzung und die Optionen der digitalen Netzwerkgesellschaft sind zu machtvollen Transmissionsriemen dieser Entwicklung geworden. Die Verlockung ist groß, erwachsenen Kindern alle Annehmlichkeiten zu bieten und im Gegenzug daraus die trügerische Vergewisserung zu ziehen, genauso jung zu sein, wie man sich mit ihnen fühlt.

Idealisieren wir die Phasen der Kindheit und Jugend, weil es uns nicht gelungen ist, Gesellschaften zu schaffen, in die Jugendliche gern hineinwachsen möchten? Die infantile Gesellschaft unserer Tage erhebt die Symbiose zu etwas Erstrebenswertem und verwischt, indem sie am Leitbild der Ähnlichkeit webt, die Unterschiede zwischen Müttern und Vätern, Eltern und Kindern, zwischen Alten und Jungen. Wir neigen zur Verschmelzung und weniger zu einer Beziehung zwischen erwachsenen Menschen, in der die Unterschiede zwischen ihnen zu Themen ihres Gesprächs werden dürfen. Das Verschwinden der Generationenkluft, das den Eltern die Illusion ewiger Jugend vermittelt, hat Risiken und Nebenwirkungen.

Bei diesem Vorgang wird den Älteren in der Gesellschaft nicht selten nicht nur Würde und Wert abgesprochen. Gesellschaftliche, kulturelle und wirtschaftliche Kräfte, die unsere Welt bestimmen, verbreiten oftmals ein Bild der Unattraktivität des Erwachsenseins, das Tugenden der Erwachsenen wie Selbstbeherrschung, Selbstbestimmung und Selbstverantwortung diskreditiert. Im Zuge der Aufwertung der Jugend und Abwertung des Alters verschwindet auch die Wertschätzung der Fähigkeiten wie etwa das Konzept der verzögerten Befriedigung verarbeitet zu haben. Stattdessen werden in der infantilisierten Wohlstandsgesellschaft ständig Erwachsene von Kreditanbietern, Geschäften und Dienstleistern aufgefordert, sich etwas „jetzt gleich zu holen“ und doch „nicht mehr länger zu warten“. Damit wird die Fähigkeit, auf etwas warten zu können, das man möchte, für überflüssig erklärt – und kindliches, impulsgetriebenes, aus dem Augenblick entstandenes Handeln inthronisiert. Vom kindlichen Impuls zum erwachsenen Verhalten führt ein Weg der fremdbestimmten Ein-

flussnahme. Manche nennen ihn Erziehung. Doch wird nicht auch Erziehung, gar Bildung in einem weiteren Sinn von Vorgehen, Anleiten, Vermitteln von Kulturtechniken zum obsoleten Vorgang, wo nur noch Beieinandersein, Bedürfnisbefriedigung und Beziehungspflege das Wünschen anfeuern?

So beschreibt die Potsdamer Philosophin Susan Neiman das gesellschaftliche Klima, in der die neue Nähe der Generationen gedeiht und das Erwachsensein allmählich aus der Mode kommt: „Wir werden mit widersprüchlichen Botschaften bombardiert. Die eine Hälfte drängt uns, ernsthafte Menschen zu werden, das Träumen aufzugeben und die Welt so zu akzeptieren, wie sie ist; sie verbreitet ein unattraktives Bild des Erwachsenseins. Die andere Hälfte überschwemmt uns mit Produkten und Vorschlägen, die uns jung halten sollen. Nur selten erhalten wir dagegen ein Bild, das Erwachsensein als das Ideal darstellt, das es sein sollte.“

Das Problem der Mütter: Loslassen

Veränderte Rollenbilder, ein gewandelter Erziehungsstil, allgegenwärtiger Jugendkult und die Optionen des digitalen Wandels stellen die Beziehung von Eltern und Kindern heute vor ganz neue Herausforderungen. Wie im Zerrspiegel liegen Bedürfnisse und Wünsche der Generationen in marketingstrategischen Überlegungen zur ökonomischen Verwertbarkeit dieser heiklen Lebensphase nackt und bloß. Aber auch die verstörenden Botschaften eines höchst widersprüchlichen Mutterbildes orchestrieren das individuelle Empfinden und setzen eigene Akzente im veränderten Generationenverhältnis. Was ist eine gute Mutter? Wenn ihre Kinder mit 18 ausziehen und auf eigenen Beinen stehen wollen, hat sie dann alles richtig oder alles falsch gemacht? Wenn ihre Kinder jedoch noch mit 28 Jahren im Elternhaus verweilen – dieselbe Frage.

Wir entwickeln heutzutage ein großes Stück (wenn nicht gar alle) Identität über die Kinder. Früher ging man davon aus, dass Eltern ihre Entwicklung im Großen und Ganzen abgeschlossen haben. Heute wollen wir mit unseren Kindern weiter wachsen und wähen uns beide in einem Entwicklungsprozess befindlich. Indem wir Kinder großziehen, ziehen wir uns selbst groß. Auch aus dieser Quelle sprudelt der Wunsch, den Kindern immer nahe sein zu wollen – aber auch der Schmerz, wenn sie gehen und wir uns als Verlassene phantasieren. „Für mich gibt es nichts Wichtigeres als meine Kinder“ ist auch eine Möglichkeit zu sagen, dass wir Mitglieder im Club der guten Eltern sind, weil wir sie zeitgemäß zum Hauptmittelpunkt unseres Lebens gemacht haben.

Weil immer mehr junge Erwachsene nicht wie Generationen vorher nach Ende der Schul- oder Ausbildungszeit ihr Elternhaus verlassen, sondern bis auf weiteres dort wohnen bleiben, werden sie schnell als unselbstständig, faul und bequem abgestempelt – neurotische Nesthocker mit krankhaft starker Elternbindung, weitverbreitet in Europa. In Deutschland zählt das Statistische Bundesamt für das Jahr 2016, dass 42 Prozent der jungen Erwachsenen zwischen 18 und 29 Jahren noch im Elternhaus wohnen. Aber auch die Zahl derjenigen, die entweder zu den Eltern zurückkehren oder erst gar nicht weiter weg als im Umkreis von 200 Kilometern nahe bei den Eltern wohnen, ist bemerkenswert hoch. Der Entschluss, für sich selbst Verantwortung zu übernehmen, wird dabei oft auf Jahre hinausgeschoben – oft unter tätiger Mithilfe der Eltern selbst, die davor zurückscheuen, allein zurückzubleiben und deshalb mit aller Kraft am hergebrachten Eltern-Kind-Verhältnis festhalten. Weil weder das erwachsene Kind noch die alternden Eltern aus bestimmten Mustern und Denkweisen herauskommen, solange sie zusammenwohnen, bleiben die Rollen bestehen, egal wie alt das Kind ist. Auch die Eltern der geschmähten

Nesthocker sehen dank der gestiegenen Lebenserwartung weiteren dreißig Jahren des Lebens entgegen, wenn der Nachwuchs erst einmal ausgezogen ist. Je älter sie dann sind, wenn die Kinder tatsächlich gehen, umso schwerer wird es ihnen fallen, einen Neustart als Paar zu beginnen, wieder in den Beruf einzusteigen oder was immer diese Lebensphase fordert, in Angriff zu nehmen.

Die starke Bindung von Kindern zu ihren Eltern in der Mittelschicht

Offenbar ziehen aber beide Parteien ihren Nutzen aus der nicht vollzogenen Trennung. Laut Shell-Studie geben 90 Prozent der Jugendlichen an, dass sie mit ihren Eltern gut auskommen. Wäre die Frage vor 50 Jahren gestellt worden, hätte sie wahrscheinlich das umgekehrte Ergebnis erbracht. Viel häufiger als früher pendeln erwachsene Kinder heute vom Ausbildungsort am Wochenende zu ihren Eltern, verfolgen das Studium als gemeinsames Projekt oder verbringen ganze Urlaube miteinander. Auch nach dem Auszug sind die Beziehungen zwischen den Generationen heute sehr entspannt und innig, wie übereinstimmend zahlreiche Befragungen der letzten Jahre von der Shell-Jugendstudie bis zur Beziehungs- und Familienstudie „pairfam“ zeigen. Während über zwei Drittel der Jugendlichen aus der unteren Mittelschicht bestens mit ihren Eltern auskommen, sind es in der Unterschicht nur knapp die Hälfte (40 Prozent). Die hohen positiven Werte in den mittleren und höheren Bevölkerungsschichten sind auch deshalb bemerkenswert, weil gerade hier die erwachsenen Kinder weiter weg von ihren Eltern wohnen. Das scheint dem engen Kontakt keinen Abbruch zu tun – nicht nur, aber auch: Die digitale Nabelschnur hält. Mehr als die Hälfte der über 18-jährigen Deutschen hat jede Woche Kontakt zu den Eltern. Tägliche Telefonate sind keine Seltenheit: Abends die Mutter anrufen und erzählen, was am Tag so passiert ist, oder in jeder Situation, bei jeder kleinen Entscheidung, eine SMS, eine WhatsApp-Nachricht, eine E-Mail schreiben, erscheint heute völlig normal. Inniges Einverständnis herrscht zwischen Eltern und Kindern, so weit man schaut. Der Anteil der Jugendlichen, die ihre Kinder so ähnlich erziehen möchten, wie sie selbst erzogen worden sind, ist zwischen 1985 und 2010 von 53 Prozent auf 73 Prozent gestiegen. Das muss nicht automatisch ein Nachteil für die persönliche Entwicklung der jungen Erwachsenen sein. Doch was fehlt, wenn das Gefühl fehlt, es alleine zu packen, einen eigenen Haushalt zu führen und nicht mehr auf die Eltern angewiesen zu sein?

Jugendkult als Kitt zwischen den Generationen

Die typischen Generationenkonflikte früherer Zeiten spielen heute kaum noch eine Rolle. Worum sollten sie sich auch drehen? Die Lebensstile von Eltern und Kindern haben sich weitgehend angeglichen und auf Vorschriften bezüglich Kleidung, Drogen, Berufswahl, Freizeitgestaltung oder Sex haben moderne Eltern längst verzichtet. Die Gründe dafür liegen im erzieherischen Paradigmenwechsel, aber auch auf dem vielsagenden empirischen Zusammenhang zwischen Scheidung der Eltern und verlängerter Adoleszenz der Kinder. Darauf hat die amerikanische Familienforscherin Judith Wallerstein aufmerksam gemacht: Viele Scheidungskinder zögerten ihren Abschied vom Elternhaus hinaus, weil sie aufgrund ihrer Trennungserfahrung feste Bindungen scheuten und einfach länger bräuchten, bis sie erwachsen sind, vermutet sie. Doch es könnte genauso gut sein, dass die Bindung zwischen Kindern und einem alleinerziehenden Elternteil so eng gehalten wird, dass ein Auszug aus dem Hotel Mama, seltener Pension Papa, einem emotionalen Verrat gleich käme. Auch wenn die Harmonie zwischen den Generationen durchaus gute Seiten hat, kann sie den jungen Erwachsenen den Schritt ins eigene Leben erschweren, weil es schwieriger wird, sich von den Eltern abzugrenzen, die nur zu gerne alles daran setzen, nicht besonders viel älter als ihre Kinder zu wirken. In der Konsequenz dieser Entwicklung entpuppt sich auch der Jugendwahn als Kitt zwischen den Generationen.

In überfürsorglicher Routine erstarrte Eltern, die klammern, ihre Kinder kleinhalten und nicht loslassen wollen auf der einen Seite und lebensuntüchtige, unselbstständige junge Erwachsene, die den Sprung ins eigene Leben nicht wagen auf der anderen Seite – das grelle Bild vom Klammerblues, den beide Generationen heute miteinander tanzen, wird in den Medien gern gezeichnet. Doch was gibt es eigentlich jenseits dramatischer Zuspitzung über die Schwierigkeiten dieser Trennung zu erkennen, die – unbestritten – für beide Parteien wichtig ist?

2. Postadoleszenz, die neue Lebensphase

Junge Erwachsene, die immer länger im Elternhaus bleiben, sind ein aktuelles Zeitphänomen, das man nur in modernen Industriestaaten kennt, weil dort ein Überfluss an Gütern und Einkommen herrscht. Eltern in vorindustriellen oder agrarischen Gesellschaften können sich den Luxus gar nicht leisten, herangewachsene, gereifte, leistungsfähige Erwachsene von der gemeinsamen Arbeit und der Existenzsicherung freizustellen und freizuhalten, von den Möglichkeiten reicher Oberschichten abgesehen. Für alle anderen galt und gilt: Es gibt einen Zeitpunkt im Leben eines jungen Menschen, wo er sich von Vater und Mutter trennt und von nun an selbst für sich aufkommt und auf eigenen Füßen steht. Dieser Übergang wird durch kulturelle Gebräuche begleitet, die Ethnologen, Soziologen und Anthropologen als Initiationsriten bezeichnen. So vielfältig sich Gesellschaften und Kulturen auf allen Kontinenten zu allen Zeiten auch entwickelt haben – Initiationsriten, die die Ablösung von der Kindheit und den Übergang ins Erwachsenenleben abbilden, finden sich überall. Unsere westliche Zivilisation hat sich weit von den archaischen Bräuchen entfernt. So stolpern wir, Eltern und Kinder, ungeleitet durch einen Lebensabschnitt, sonderbar gefühlsgeladen, wenig vernunftbehaftet und scheinbar individuell.

In der Übergangsphase: Neue Freiheiten, neue Unsicherheiten

Die Abwesenheit festgefügtter Reihenfolgen bedeutet einen Zuwachs individueller Freiheiten, sein Leben nach eigenem Gusto gestalten zu können. Auslandsjahr, Praktikum, Soziales Jahr oder doch im Eiltempo von der Schule auf die Uni – das sind einerseits höchst private Entscheidungen, die aber andererseits eingebettet in ein gewandeltes gesellschaftliches Hintergrundrauschen getroffen werden und in der Masse gesehen auch wieder aktuelle Antworten auf das Bedürfnis nach Übergangspassagen widerspiegeln. Einen Beruf finden, Geld verdienen, eine Familie gründen: Die drei klassischen Kriterien der Soziologie für das Erwachsensein sind verblasst oder auf später im Leben verschoben. Auch deshalb wird die Zeitspanne immer kürzer, in der das „richtige“ Leben organisiert werden und die sogenannte Rushhour des Familienlebens nach Jahren freier Fahrt gemeistert werden muss. Früher gab es Jugend, Familienleben, Ruhestand. Heute schieben sich neue Lebensphasen dazwischen – mit 40 darf man noch ein Jugendlicher sein, mit 60 ein neues Leben anfangen oder sich gar neu erfinden.

Individualisierung und Selbstverwirklichung sind Merkmale der Postadoleszenz

Die neue Transitzone reicht über die Jahre zwischen 18 und 30, in der sich die Zeit der Postadoleszenz als Etappe besonderer Kraft, Freiheit und Intensität erklären lässt; besonders gerne von denen, die sie hinter sich haben. Dafür gibt es vor allem wirtschaftliche Gründe: 18- bis 30-Jährige sind eine begehrte Zielgruppe. Habt Spaß! Nehmt Euch, was Ihr wollt! Konsumiert! Hinter dieser Glorifizierung stecken handfeste Interessen. Die Kehrseite ist, dass es kaum eine so verwirrende und an-

strengende Zeit im Leben gibt, in der man so sehr mit sich und der Frage beschäftigt ist, wohin es gehen soll. Zwischen den Stühlen sitzend, lassen sich Entscheidungen lange aufschieben: Man hat einen guten Job, aber es ist ein befristeter Vertrag. Man will eine Familie gründen, weiß aber nicht, ob der Partner der Richtige dafür ist. Man hat eine eigene Wohnung, aber immer noch ein Zimmer bei den Eltern.

Und so haben wir es heute mit jungen Erwachsenen zu tun, die sich über Jahre hinweg in einer herausfordernden Passage ihres Lebens tummeln: Es gibt keinen klar definierten Abschied von der Kindheit in die Jugend und von da ins Erwachsenenleben. Die Gesellschaft bietet keine verlässlichen Riten oder Verhaltensweisen an, um das Heranwachsen in feste Bahnen zu lenken. Sie formuliert auch keine klaren Ansprüche. Im Niemandsland zwischen Kindheit, Jugend und Erwachsensein haben Soziologen diese neue Lebensphase angesiedelt: die Postadoleszenz – eine Art sich allmählich erst entwickelndes Erwachsensein, ein Vorgang mit Sprüngen, Rückschlägen und Brüchen. Bis vor kurzem gab es noch einen weltweiten Konsens darüber, dass Heirat das wesentliche Merkmal für den Erwachsenenstatus war. Das ist heute anders. Die Ehe als Kriterium fürs Erwachsensein habe ausgedient, unterstreicht der amerikanische Psychologe Jeffrey Jensen Arnett unter Berufung auf einschlägige Umfragen. Er umreißt die neuen Kriterien: Verantwortung für sich zu tragen, unabhängige Entscheidungen zu treffen und finanziell unabhängig zu sein. „Doch während Ausbildungsende, Ehe und Elternschaft kollektive Ereignisse sind, die mit einem bestimmten Tag beginnen, bezeichnen diese drei neuen Kriterien individuelle Prozesse, die über mehrere Jahre ablaufen. Die ersten beiden sind zudem nicht greifbar und psychologischer Natur.“ So entwickelt sich das subjektive Gefühl dafür, erwachsen zu werden, über mehrere Jahre. Es wirkt aber auch im Urgrund der Motive, die gemeinsame Zeit von Eltern und Kindern unter einem Dach zu verlängern. Wo, wenn nicht in Anwesenheit seines Kindes, schlüpft ein Mensch zuverlässiger und unverbrüchlicher in seine Rolle als Mutter oder Vater? Wo, wenn nicht in Anwesenheit von Mutter oder Vater schlüpft ein Mensch glatter in die Rolle des Kindes?

„Junge Menschen in dieser Übergangsphase leben heute ein völlig anderes Leben als die meisten ihrer Großeltern. Anstatt ihre 20er Jahre damit zu verbringen, sich an die Pflichten des Erwachsenenendaseins zu gewöhnen, erleben sie zehn oder mehr Jahre außerordentlicher Freiheit, bevor sie ins Erwachsenenalter eintreten“, beschreibt Jeffrey Jensen Arnett die neue Lebensphase. „Emerging Adulthood“ ist eine Errungenschaft des Wohlstands. „Junge Menschen streben heute nach Arbeit, die nicht nur dem Broterwerb dient, sondern eine Form der Selbstverwirklichung ist. Europa ist heute die friedlichste, wohlhabendste und humanste Region auf der Welt – und die Gruppe der jungen Menschen an der Schwelle zum Erwachsensein sind die Nutznießer dieser bemerkenswerten Errungenschaft.“

Das „ Kind“ als Lebensinhalt

Viele klammern sich in dieser Lage an das, was ihnen vertraut ist: das Herkunftsnest. Und zwar beiderseits. Auch Eltern können auf kein Ritual, kein eindeutiges Merkmal, keine Schwelle in Gestalt von Ritualen zurückgreifen, die ihnen erlaubt, ihre Aufgabe als erfüllt anzusehen oder zumindest von der aktiven in die passive Elternschaft zu wechseln. Im Gegenteil: Mit dem Auszug der Kinder stellen sich unangenehme Fragen: Wie steht ´s um mein Leben? Meine Partnerschaft? Wie gehe ich mit dem sichtbaren Älterwerden um? Die Verlockung ist groß, den erwachsenen Kindern alle Annehmlichkeiten zu bieten und daraus die trügerische Gewissheit ziehen zu wollen, vielleicht nach dem Kalender dreißig Jahre älter zu sein, aber innerlich genauso jung wie die Kinder, mit denen man zusammenlebt.

Ihre Jugend gereicht uns zum Vorbild, auch das ist ein wesentlicher Unterschied zu den Generationen vorher – und schon kopieren wir ihren Kleidungsstil, Musikgeschmack, ihre Sprache, ihre Angewohnheiten.

Die Frage sei erlaubt: Sind es die Klammerbedürfnisse der Eltern, die den Nesthockern entgegenkommen? Eltern, die ihre Dominanz über die Kinder nicht aufgeben können oder Angst vor dem Verlust ihres bisherigen Lebensinhaltes haben, wenn die Kinder gehen? Bedürfnisse, die fortlaufend und übermäßig befriedigt werden, ohne dass im Gegenzug eigene Leistung gefordert ist, führen zu einer verwöhnten Schonhaltung, mit der man draußen im Leben leicht scheitert. Verringert wirklich nur die ökonomische Abhängigkeit junger Erwachsener von ihren Eltern deren Chancen, über die eigene Zukunft zu entscheiden? Es ist nicht immer nur die pure Selbstlosigkeit, wenn Eltern ihren Kindern aus lauter Liebe alles geben und immer für die Kinder da sind. Wenn man sich heute darauf einlässt, rund 250.000 Euro zu investieren, will man Rendite – und die Bringschuld dieses Geld-Gefühl-Transfers lastet auf den Schultern der Kinder. Spielentscheidend wäre also nicht, ob unsere beinahe Dreißigjährigen ihr Kinderleben auf unsere Kosten weiterführen dürfen, sondern die Frage, ob wir es noch länger verantworten können, die Kinder derart eng an uns zu binden und uns an sie.

3. Die Bedeutung der finanziellen Situation der Familien für das Eltern-Kind-Verhältnis

Dass die Generationen heute wieder ganz gern unter einem Dach wohnen, wird in erster Linie mit finanziellen Erwägungen der Nutznießenden, also der Kinder erklärt. Steigende Mieten, Wohnungsknappheit in den großen Städten, unsichere Arbeitsverhältnisse, unbezahlte Praktika, längere Ausbildungszeiten, schwierige Berufsaussichten werden im allgemeinen dafür verantwortlich gemacht, dass es sich kostengünstiger im Elternhaus leben lässt, wo die Eltern für alles Nötige sorgen. Es mag dahingestellt bleiben, ob die 18-Jährigen eine Generation vorher materiell tatsächlich besser gestellt waren oder vielleicht nur deren Ansprüche an ihren Lebensstandard nach dem Auszug aus dem Elternhaus altersgemäß tiefergelegt waren.

Zunehmende Unsicherheiten – die Familie als Anker

Eine gewisse Zukunftsangst, zusammengesetzt aus traurig-pittoresken Einzelbefürchtungen, schüchtert die jungen Erwachsenen ein: Die Klimaveränderung zeigt erste bedrohliche Auswirkungen, Renten sind schon lange nicht mehr sicher, internationale politische Krisen bringen Unruhe auch in unseren heimischen friedlichen Wohlstand, die Terrorismusbedrohung wirkt allgegenwärtig. Noch dazu wachsen junge Menschen in eine globalisierte Arbeitswelt mit prekären und befristeten Beschäftigungsverhältnissen hinein. Das Berufliche ist ein sehr weites Feld voller Treppen geworden. So mancher schreckt davor zurück, sich auf einen Beruf festzulegen, der möglicherweise nicht krisenfest ist oder die eigene Existenz nicht langfristig sichern kann. Also überlegt man lieber dreimal, bevor man sich festlegt. Oder beginnt eine Ausbildung, ein Studium, stellt fest, dass es nicht das Richtige ist, bricht ab und beginnt etwas Neues. Das gleiche Muster auch in Beziehungen. Man nimmt sich mehr Zeit, den richtigen Menschen für ´s Leben zu finden. Kein Mensch erwartet heute von einem 25-Jährigen, den Bund fürs Leben geschlossen und die Familiengründung in Angriff genommen zu haben. Man muss auch nicht mehr ausziehen, um in einer festen Partnerschaft zu leben, genauso wenig, wie es dringend scheint, aus privatem Unabhängigkeitsdrang die berufliche Laufbahn so früh wie möglich einzuschlagen. Das eröffnet Freiräume, aber erschwert auch

die Entscheidungsfindung und verlängert unter Umständen die Phase des Ausprobierens. Wo so viele Unsicherheitsfaktoren zusammenkommen, scheint es nahezu liegen, sich im Zweifel auf die eigene Familie als ureigene Ressource zu verlassen – und nach einer gescheiterten Beziehung oder abgebrochenen Ausbildung oder verlorenem Job oder nach plötzlicher Erkrankung wieder im Elternhaus Zuflucht zu suchen.

Ein neues Wir-Gefühl zwischen den Generationen der Mittelschicht

Vielleicht ist die neue Nähe auch Ausdruck eines neuen Wir-Gefühls, das mit dem 9/11-Attentat eine Zeitenwende von der Spaßgesellschaft zum neuen Bedrohungsgefühl eingeläutet hat? Phänomene wie Public Viewing, Sharing Economy oder skandinavische Hygge-Gemütlichkeit, aber auch der neue „Hype“ um die Familie stehen auch für die Sehnsucht nach Geborgenheit, Zugehörigkeit, Berechenbarkeit, Überschaubarkeit und generationenübergreifendem Zusammenhalt. Zufall oder nicht – die Zahl der erwachsenen Kinderzimmer-Bewohner ist seit der Jahrtausendwende rasant angestiegen.

Auf die tatkräftige Unterstützung ihrer Eltern können sich die jungen Erwachsenen verlassen. Mütter und Väter helfen beim Umzug, richten die Studentenbude ein, zahlen das Auto, begleiten an die Uni und finanzieren den gemeinsamen Urlaub. Auch nach der Ausbildung bleibt die enge Verbindung der Generationen erhalten. Viele Eltern unterstützen ihre Kinder auch finanziell bis weit ins Erwachsenenalter hinein.

„Lebenslange Solidarität auf kurze Distanz“ beschreibt der Soziologe Marc Szydlík die neue Nähe zwischen den Generationen und nennt vor allem ökonomische Gründe für das Verschwinden des Generationenkonflikts. Öffentliche Transferleistungen sorgen dafür, dass erwachsene Kinder ihre Eltern gesichert wissen. Das stärkt die Position der Älteren in der Familie, weil deren ökonomische Abhängigkeit von den Kindern verringert wird – und daher weit weniger Anlässe für Konflikte als früher entstehen. Parallel ermöglicht der Generationenvertrag den Älteren, die Nachkommen zu unterstützen – im Falle von Jobverlust, langwierigen Ausbildungen, beim Erwerb von Wohneigentum oder wenn Enkel zu versorgen sind. Wo öffentliche Transfersysteme die Familie unterstützten, trage der von Versorgungsaufgaben entlastete Generationenvertrag zum Wachsen der Familiensolidarität und der Integration ihrer Mitglieder bei. „Wo ökonomische Bedürftigkeit herrscht, lockern sich die Generationenbeziehungen in den Familien.“ Allerdings hat die ausgeprägte Familiensolidarität auch eine gesellschaftspolitische Kehrseite: Private Generationensolidarität fördert soziale Ungleichheit, weil sie bestimmte Gruppen bevorzugt und andere benachteiligt. Einkommen und Vermögen der Eltern sind der wichtigste Einzelfaktor: Wer mehr hat, gibt mehr. Wer nichts hat, bekommt in der Regel auch nichts dazu. So zieht die soziale Ungleichheit in der Elterngeneration auch die soziale Ungleichheit der Kindergeneration nach sich. In den kleiner gewordenen Familien konzentriert sich alle Liebe und Fürsorge immer häufiger auf ein, höchstens zwei Kinder. Die großen Geschwisterrunden aus der Vergangenheit hatten auch einen wirtschaftlichen Nutzen. Kinder kosteten nicht sehr viel, halfen in Haus, Hof und Garten, trugen zum Familieneinkommen bei und sicherten die Altersversorgung der Eltern. Die Einführung der Bismarck'schen Sozialversicherung hat die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern von der ökonomischen Zweckhaftigkeit freigestellt und den Weg eröffnet, die emotionale Erfüllung des Kinderhabens an deren Stelle treten lassen – Schritt für Schritt, aber mit jedem Jahrzehnt ein bisschen mehr. Heute haben Kinder keinen wirtschaftlichen Nutzen mehr für Eltern, ihr emotionaler Wert dagegen ist unermesslich hoch.

Literaturverzeichnis

- Arnett, Jeffrey Jensen: *Freischwimmer*, in: *Kulturaustausch, Ausgabe I, 2009*, 17. Menschen von Morgen.
- Barber, Benjamin R.: *Consumed! Wie der Markt Kinder verführt, Erwachsene infantilisiert und die Demokratie untergräbt*, München 2007.
- Grünheid, Evelyn: „Hotel Mama“ oder Selbständigkeit – Lebensformen junger Menschen in Deutschland, in: *Bevölkerungsforschung Aktuell*, Nr. 3, 14.6.2017, 38. Jg., S. 2–10.
- Isengard, Bettina/Szydlík, Marc: *Living Apart or Together? Coresidence of Elderly Parents and Their Adult Children in Europe*, in: *Research on Aging*, Nr. 34, 2012, S. 449–474.
- Neiman, Susan: *Warum erwachsen werden? Eine philosophische Ermutigung*, München 2014.
- *Shell Jugendstudie: Jugend 2015*, hg. v. Albert, Mathias/Hurrelmann, Klaus/Quenzel, Gudrun, TNS Infratest Sozialforschung, veröffentlicht am 16.3.2016. Abrufbar unter: www.shell.de/aboutshell/our-commitment/shell-youth-study2015.html html, zuletzt geprüft am 21.11.2017.
- Statistisches Bundesamt (Destatis) und Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB) in Zusammenarbeit mit Das Sozioökonomische Panel (SOEP) am Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung (DIW Berlin): *Datenbericht 2016: Ein Sozialbericht für Deutschland*, Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 2016. Abrufbar unter: www.destatis.de/datenreport html, zuletzt geprüft am 24.11.2017.
- Unverzagt, Gerlinde: *Generation ziemlich beste Freunde: Warum es heute so schwierig ist, die erwachsenen Kinder loszulassen*, Weinheim 2017.
- Wallerstein, Judith: *Gute Ehen. Wie und warum die Liebe bleibt*, Weinheim 2004.

Die Autorin

Gerlinde Unverzagt, Journalistin und Autorin

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

Ansprechpartnerin:

Christine Henry-Huthmacher

Koordinatorin Familien- und Frauenpolitik

Hauptabteilung Politik und Beratung

Rathausallee 12

53757 Sankt Augustin

Telefon: +49 (0)2241/2 46 22 93

E-Mail: christine.henry-huthmacher@kas.de



Der Text dieses Werkes ist lizenziert unter den Bedingungen von „Creative Commons Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 international“, CC BY-SA 4.0 (abrufbar unter: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/legalcode.de>)

Bildvermerk Titelseite
© Georgijevic, iStock

978-3-95721-407-2

www.kas.de